

# **Sprache ist Beziehung. Gustav Landauer, die Sprache und die Revolution**

*Annika Klanke*

Sprachpolitische Interventionen, die die Sprache gerechter und das Sprechen inklusiver machen sollen, rufen regelmäßig Wellen der Empörung hervor. Das gilt ungebrochen seit den 1970er Jahren, als sich aus der Zweiten Frauenbewegung heraus feministische Sprachkritikerinnen mit dem Binnen-I und dem Pronomen ‚frau‘ der sprachlichen Unsichtbarkeit von Frauen ebenso den Kampf ansagten wie der sprachlichen Bevorzugung des Männlichen insgesamt. Heute wird etwa mit dem Unterstrich oder dem Asterisk versucht, nicht nur Frauen, sondern möglichst alle Geschlechter sprachlich sichtbar zu machen, wie wir es auch bei *undercurrents* versuchen: Der Unterstrich (z. B. Revolutionär\_innen) ist Teil der Redaktionsrichtlinie. Dass Sprachkritik, die auf Emanzipation und Inklusion zielt, schon älter sein könnte als die feministische Sprachkritik im Nachgang von 1968, ist heute verschüttetes Wissen. In diesem Beitrag möchte ich entlang von Gustav Landauers sprachkritischen wie -utopischen Überlegungen über die gegenwärtige Debatte um Sprachpolitik nachdenken, die sowohl im bürgerlichen Feuilleton wie auch innerhalb der Linken oftmals polemisch geführt wird.

Ich beziehe mich hauptsächlich auf einen kurzen Text, den Landauer anlässlich des Untergangs der Titanic in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte (21.4.1912; die RMS Titanic sank in der Nacht vom 14. auf den 15.4.1912). In *Die Botschaft der Titanic* stellt Landauer verblüffende Analysen zum Potential von Sprache, Technik und medialer Kommunikation an, die deren utopische wie auch zerstörerische Kraft aufzeigen. Während er versucht, die verschiedenen Bedeutungsebenen des Schiffsunglücks zu entziffern, also die „Botschaft der Titanic“ zu lesen, werde ich wiederum versuchen, Landauers Botschaft für den heutigen Diskurs um Sprache und Sprachpolitik

aufzuschließen. Landauers Überlegungen zur Wirkmacht von Sprache bestehen in einem komplexen Netz aus Bezügen, welches durch die gedankliche Engführung von der zu Landauers Lebzeiten noch jungen drahtlosen Funktechnik, Sprache und seinem Geist-Begriff entsteht. Da sich Landauers Sprach-Denken ohne seinen Geistbegriff nicht erschließt, wird es dazu einen kurzen Exkurs geben, bevor ich auf die heutige Debatte zurückkomme.

### **Was ist die Botschaft der Titanic?**

Entgegen der üblichen Erwartung, die eine Leserin an die Berichterstattung über den Titanic-Untergang haben könnte, geht Landauer nicht auf die Ursachen des Unglücks ein, forscht nicht nach dem Warum und Wie, benennt keine Opferzahlen und keine Schuldigen. Statt einen Bericht über das Schiffsunglück zu schreiben, widmet er sich der Frage, was sich darin zeichenhaft offenbart, wie diese Zeichen verbreitet werden und wie sie zu entziffern sind:

„Aber nicht auf Einzelheiten soll es hier ankommen, nicht das furchtbare Unglück soll hier erörtert werden, sondern der Wink und das Zeichen soll [sic] zu uns allen kommen: Das Feinste, was uns in der Welt umspült und durchdringt, das eigentlich völlig Unbekannte und nur aus den Wirkungen Erschlossene stellen wir in unseren Dienst, um mit der Schnelligkeit eines Blitzes miteinander zu verkehren, wir Menschen.“ (Landauer 1912: 196)

Landauer bezieht sich hier auf die die „drahtlose Telegraphie“ (ebd.), eine Technik, die 1912 noch ziemlich neu war; erst 1909, also drei Jahre zuvor, hatte der Physiker Ferdinand Braun für die Entwicklung der kabellosen Funktechnik den Nobelpreis gewonnen. Landauers metaphorische Beschreibung der neuen Kommunikationstechnik wirkt irritierend. Er nutzt zum einen organische Metaphern wie „umspülen“, zum anderen arbeitet er mit einem Sprachregister, welches die Sprache der Mystiker\_innen aufruft (Feinstoffliches, das uns „durchdringt“, etwas Unbekanntes, das

man nicht sehen kann, das sich aber in seinem Wirken zeigt). Was Landauer hier subtil vollzieht, ist eine Gleichsetzung von Funktechnologie und seinem Begriff von ‚Geist‘. Diese In-eins-Setzung schließt auch die Sprache mit ein, wobei ich an dieser Stelle insbesondere das Verhältnis zwischen Geist und Sprache in den Blick nehmen möchte.

## **Funktechnologie, Geist und Sprache**

Während „der lautlose Notschrei der ‚Titanic‘ noch im Äther zittert und den fernsten Gestirnen eine Botschaft zuträgt, die sie nicht verstehen“ (197), können Menschen sehr wohl die Botschaft der Titanic verstehen, und zwar deswegen, weil sie sprachlich vermittelt sei, wie Landauer argumentiert:

„Die Botschaft der ‚Titanic‘ kam dadurch zu Stande, dass wir Menschen gelernt haben, kosmische Bewegungsvorgänge in den Dienst unserer Sprache zu stellen. Die Philosophen lehren uns, dass alles, was wir Stoffe nennen, besser zu deuten sei als eine Bewegung, Kraft oder Beziehung. Jedenfalls ist sicher, dass es eine Menge ‚Dinge‘ gibt, die unsere Sprache zwar so hinspricht, als ob es Dinge, materielle Gegenstände wären, wo aber jede schlichte Besinnung jedem sagt, dass es Beziehungen sind.“  
(197-198)

Die Sprachskepsis, die man hier herauslesen kann, geht in eine ähnliche Richtung wie die zeitgenössische Sprachkritik etwa eines Fritz Mauthners oder Friedrich Nietzsches – die zusammengefasst darin besteht, dass mit Sprache der Dingwelt nicht beizukommen ist. Weder könne man die reale Welt durch Sprache erkennen noch sie adäquat, d.h. unmittelbar darstellen. Wie Mauthner geht Landauer davon aus, dass mit Sprache nicht zur außersprachlichen Wirklichkeit vorgedrungen werden kann. Er widmet sich hier aber nicht nur dem erkenntnistheoretischen Problem, sondern weitet die Perspektive der Kritik, indem er den Blick auf die soziale Dimension von Sprache richtet. Sprache ist Semiotisierung von Beziehungen. Hier bereits ein wenig von Jacques Derridas Denken der *différance* vorweggenommen zu sehen, ist nicht

ganz falsch. Doch will Landauer auf etwas anderes hinaus als auf die Auflösung der Beziehung zwischen Sprachzeichen und Bezeichnetem, die bei Derrida in ein unendliches Verweisspiel der Sprachzeichen mündet. Landauer fragt sich, welche problematischen Konsequenzen aus seiner Beobachtung, dass Sprache Beziehungen bezeichnet, folgen:

„Die Zustände oder Verhältnisse in unserem privaten, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben sind solche Beziehungen; die „Verhältnisse“ sagen wir und benehmen uns, als wären das starre, auferlegte Lasten, Schicksalsdinge, die unabwendbar wären wie ein Stein, der vom Himmel fällt, oder die Erde, die unter unseren Füßen wankt“ (198).

Umstandslos kommt Landauer hier vom Sprachproblem zu den ‚Verhältnissen‘, die, wie er deutlich macht, nicht irgendwie abgetrennt von den Menschen zu betrachten, sondern erst durch sie geschaffen, durch sie ge- und ertragen, durch sie hervorgebracht seien; und zwar durch den Sprachgebrauch. Sprache steht bei Landauer nicht nur zwischen Individuum und Umwelt, sondern auch und vor allem zwischen den Menschen. So kann man mit Landauer umformulieren: Sprache *ist* Beziehung. Hierin liegt ein utopisches Potential, welches sich aber im Bereich der Sprache nicht erschöpft. Um aber dieses utopische Potential verstehen zu können, welches in der Beziehungslogik der Sprache liegt, muss an dieser Stelle ein kurzer Exkurs zu Landauers Geistbegriff eingeschoben werden. Darüber wird auch deutlicher werden, wie Landauer Sprachkritik und Verhältniskritik zusammendenkt, bzw. wie man über Sprachkritik ‚zu den Verhältnissen‘ kommt.

### **„Geist ist Verbindung des Getrennten“**

Landauer setzt mit dem Begriff ‚Geist‘ die Grundlage und das verbindende Element der (nach-)revolutionären Gemeinschaft. Sein Geistbegriff ist schwierig zu auf den Punkt zu bringen, weil Landauer dies selbst kaum getan hat. In seinen beiden großen politischen Schriften *Revolution* (1907) und *Aufruf zum Sozialismus* (zuerst 1911, erw.

Revolutionsausgabe 1919) entwickelt er seinen Begriff des Geistes nicht argumentativ, sondern fasst den Begriff immer wieder neu, stellt ihn in andere Kontexte und assoziiert ihn mit verschiedensten Lebensbereichen. Am ehesten kommt man seinem Begriff des Geistes vielleicht auf die Spur, wenn man ihn in einer doppelten Anlage denkt: Einmal als etwas Natürliches, eine Qualität, die den Menschen und alles Lebendige durchdringt, zum anderen als eine Art performative Kraft oder Bewegung, die diese Qualität erst in der Welt und zwischen den Menschen hervorbringt: „Der Geist, der uns trägt, ist eine Art Quintessenz des Lebens und schafft Wirklichkeit und Wirksamkeit.“ (Landauer 1912, 35). Dies ist eine von zahlreichen Geist-Bestimmungen, die Landauer in seinem Werk vornimmt. Immer wieder variiert er mit attributiven Gleichsetzungen, wie er Geist verstanden wissen will:

„Geist ist Erfassung des Ganzen im Lebendig Allgemeinen, Geist ist Verbindung des Getrennten, der Sachen, der Begriffe wie der Menschen, Geist ist in Zeiten des Hinübergangs Enthusiasmus, Gluth, Tapferkeit, Kampf; Geist ist ein Tuen und ein Bauen.“ (Landauer 1919: 23).

Durch die variantenreichen nominalen Setzungen vollzieht Landauer auch stilistisch die performative Dimension seines Geistbegriffs, der sich erst im Wirken offenbart und abseits davon kaum begrifflich zu fassen ist. Das Wirken des Geistes in menschlichen Verbindungen ist die gelebte „politische Hoffnung“ und das „Medium der Revolution“, wie man in Eva Redeckers Beitrag zum Zusammenhang von Revolution und Geist nachlesen kann (S. 2). Sprache hat das Potential, in der sich das Wirken des Geistes offenbaren kann – dann offenbart sich in ihrem Gebrauch die Gleichung ‚Sprache *ist* Beziehung‘; allerdings kann Sprache auch Geist verhindernd wirken.

### **Substanzworte und Bewegungsworte**

Dies liegt vor allem daran, dass sich mit Sprache, wie schon oben gezeigt wurde, komplexe Sachverhalte so ‚hinsprechen‘ ließen, als wären sie Dinge, als hätten sie

also eine Materialität, die unabänderlich sei. Dies ist besonders problematisch im Bereich des Politischen, wie Landauer zeigt:

„[I]n Wahrheit sind die Verhältnisse ein bequemes Wort für die Art, wie wir uns zueinander verhalten; und um es uns noch bequemer zu machen, nehmen wir uns manchmal Fremdworte zu Hilfe, die uns noch besser dienen, den Ursprung der Substanzworte aus Bewegungsworten zu verdecken, und reden z. B. vom Staat, ohne daran zu denken, dass auch dieses Wort nichts anderes bezeichnet als einen Zustand öffentlich-rechtlicher Natur, in dem wir mit unserem Willen verharren.“ (198)

Sprache schafft also die Möglichkeit zur Abstraktion, so lässt sich diese nicht ganz einfach zu lesende Passage verstehen. Diese macht es uns, den Menschen, schwierig, etwas – Dinge genau wie Abstrakta und auch so komplexe Zusammenhänge wie ‚die gesellschaftlichen Verhältnisse‘ – in ihrer Wirkungsweise und Dynamik wahrzunehmen. Durch die Benennung von vielschichtigen, dynamischen Gebilden mit Begriffen wie ‚der Staat‘ wird etwas in einen Begriff gepresst und dadurch vereinheitlicht und vereinfacht. Dadurch wird verdeckt, was im Grunde dynamisch zwischen Menschen ‚hängt‘; sie miteinander verbindet, sie, je nachdem, auf Plätze verweist, aneinanderkettet oder in einem beweglichen Netz schützend zusammenhält: Staat wird zu einem „Substanzwort“, wobei das Bezeichnete doch eigentlich ein „Bewegungswort“ bräuchte, welches ‚belebt‘ zwischen den Menschen wirkt. Es braucht, so verstehe ich Landauer, ‚Bewegungsworte‘ – bewegliche Worte – um die Verhältnisse als veränderbar wahrzunehmen. Dass Landauer als Begriffsbeispiel den Staat wählt, ist kein Zufall. Die revolutionären Akteur\_innen im Vorfeld der Novemberrevolution zielten vor allem auf die radikale Vereinnahmung und Veränderung des Staates und seiner Organe, mit deren Hilfe sie ein besseres Leben für viele erreichen wollten. Dass dafür nicht nur Einschneidendes, Singuläres wie der Sturz der Monarchie notwendig war, sondern auch eine Veränderung und Verstetigung alltäglicher revolutionärer Praktiken, in diesem Fall *Sprach*praktiken, darauf macht *Die Botschaft der Titanic* implizit aufmerksam.

## Sprachbequemlichkeit und Herzensträgheit

Die von Landauer beschriebene Möglichkeit von Sprache zur Vereinheitlichung, Vereinfachung und Verfestigung ist für Menschen vor allem eines: bequem. Dies sei nicht nur „von großem Übel für die Erkenntnis“, sondern von „allergrößtem Übel für die Verständigung von ungemeiner Art, die für unsere rechten Menschenbeziehungen in der Gesellschaft notwendig ist“ (198). Die ‚gemeine‘ Art (also die übliche Art), sich zu verständigen, so lässt sich diese Stelle im Umkehrschluss lesen, vollziehe sich also über eine vereinheitlichende, nicht differenzierte und nicht für Differenzen offene und bewegliche Verwendung von Sprache. Landauer fasst pessimistisch zusammen: „Diese Bequemlichkeit der Zunge wird zu einer Bequemlichkeit und Trägheit des Herzens.“ (198).

Wie lässt sich diese Bequemlichkeit im Alltag überwinden? Oder anders: Wie lässt sich eine Sprachpraxis entwickeln, die versucht, die Herzensträgheit zu umgehen und den ‚Geist‘, wie Landauer ihn begreift, in der Sprache wirken zu lassen? Und das heute ebenso wie vor hundert Jahren, wenn wir mit Landauer davon ausgehen, dass wir „trotz aller Sprachkritik [...] die Worte nicht abschaffen werden“ (199)? In *Die Botschaft der Titanic* macht Landauer dazu keinen konkreten Vorschlag, wohl aber lassen sich Hinweise in *Die Revolution* finden, einer Monographie, die 1907 auf Anregung seines Freundes Martin Buber in der von diesem herausgegebenen Reihe *Die Gesellschaft* publiziert wurde.

„Es gibt Worte, die man nur aus der Sphäre sich heben muß, aus der sie kommen, um sie vom Staub und Spott der Frivolität und Enge sofort zu reinigen. Von der französischen Revolution haben wir dieses Wort Brüderlichkeit, und daher kam zumal die Freude aus dieser Revolution, daß die Menschen fühlten, daß sie Brüder hätten, und nicht zu vergessen: Schwestern.“ (Landauer 1907: 112)

Streift man das Pathos ab, welches Landauer hier in Anschlag bringt, lässt sich diese Stelle als ein Plädoyer dafür lesen, Begriffe zu prüfen: Wo kommen sie her, was bedeuten sie, was implizieren sie, welche Geschichte(n) haben sie? Am Ende dieses Absatzes weist Landauer darauf hin, dass das Gefühl, bzw. die soziale Praxis, die mit der Brüderlichkeit ihren Begriff findet, mitnichten nur für und von Männern gelebt werden kann, sondern stets auch die Schwestern miteinschließen sollte, die der Begriff ‚Brüderlichkeit‘ historisch zunächst ausschließt. Dies kann meines Erachtens als eine implizite, aber doch deutliche Aufforderung gelesen werden, Sprache daraufhin zu befragen, was sie ‚macht‘: Was sie verschleiert, vergrößert, ausschließt und unsichtbar macht.

Was ist also zu tun? Bewegliche Worte zu finden wäre die Aufgabe, dazu fordert Landauers Text *Die Botschaft der Titanic* auf. In erster Instanz bedeutet dies vielleicht einfach, Sprachgewohnheiten zu befragen und, wenn sie zu eng und zu unbeweglich scheinen, zu durchbrechen. Wie das auch im Leben gelingen kann, machen seit den 1990er Jahren Queerfeminist\*innen vor, die in Anschluss an Judith Butlers Analysen zum *Unbehagen der Geschlechter* (1991) in der geschriebenen wie gesprochenen Sprache Nischen suchen, um abseits der vereindeutigenden Zweigeschlechtlichkeit zu sprechen und zu denken. Die Suche nach einer beweglichen, einschließenden Sprache ist aber nicht nur auf den Bereich Geschlechtlichkeit und Begehren beschränkt. Denkbar wichtig wären zum Beispiel neue Worte, um die Lebensrealitäten der weltweit immer größer werdenden Gruppe der Prekären zu fassen, wenn die alten Begrifflichkeiten Arbeiter\_innenklasse und Bourgeoisie nicht mehr greifen. Die Literatur kann dafür ein Möglichkeitsraum sein – das betont auch Landauer: Literaturschaffende könnten Mythen, „die starr geworden sind und nur Anekdote oder vertrocknetes Scheinding sind“ so umformen, dass sie dadurch „wieder lebendig gemacht“ werden (198-199). Schriftsteller\_innen können also unseren sprachlichen Möglichkeitssinn schärfen. Im Alltag scheint es mitunter anstrengend, sich um sensibles Sprechen zu bemühen, denn das Gewohnte ist tief antrainiert, bequem und fühlt sich deswegen ‚richtig‘ an. Landauer schreibt gegen diese Bequemlichkeit an, indem er Sprache in

ihrer Beziehungslogik zeigt. Er stößt seine Leser\_innen darauf, dass wir durch die Sprache wie mit unsichtbaren Fäden aneinanderhängen – es ist allzu leicht, Individuen und ganze Gruppen durch zu unbewegliche Fäden festzuzurren, einzuengen, zu verletzen.

## **Mit Sprache zu den Verhältnissen**

Dies lässt sich als ein Plädoyer für achtsame Sprachverwendung lesen und gleichzeitig mit Landauer daran denken, dass Sprachkritik bzw. -politik und Verhältniskritik nur zusammenzudenken sind. Landauers Sprachdenken geht nicht vollständig in der Semiotisierung der Welt auf, wie wir sie seit dem Poststrukturalismus kennen („Alles ist Sprache“ bzw. „Alles ist Text“). Sprachskeptisch macht er darauf aufmerksam, dass wir sehr wohl ‚zu den Verhältnissen‘ müssen, zu dem, was zwischen den Menschen, aber auch allem anderen Lebendigen und Nicht-Lebendigen in Form von Herrschaftsverhältnissen wirkt. Die heutige Linke – politische Parteien ebenso wie emanzipatorische und akademische Gruppen – sollte also nicht dabei stehenbleiben, Sprachpolitik von links zu betreiben.

Sich daran zu erinnern, hat heute eine besondere Dringlichkeit: In einer Art Wiederholungszwang kommt im bürgerlichen Feuilleton die Diskussion auf, ob die Linke mit der Hinwendung zu Fragen der Identitäts- und – eng damit verbunden – Sprachpolitik ihr soziales Anliegen aufgegeben und damit ihr eigentliches Stammklientel, Arbeiter\*innen, Einkommensschwache und Erwerbslose verraten hätte; meistens dann, wenn wieder einmal rechtsnationale bis offen faschistische Parteien Wahlerfolge verbuchen konnten. Damit trage die Linke, so die These, am weltweiten Aufstieg rechtspopulistischer und -radikaler Kräfte mindestens Mitschuld. Diese konnten, so geht das Argument weiter, durch die Ablehnung sprachpolitischer Korrektheit diejenigen mobilisieren, die sich von der akademischen, liberalen Linken zugleich verraten wie auch bevormundet fühlten. So argumentieren nicht nur Journalist\*innen im Feuilleton, sondern auch Francis Fukuyama in seinem aktuellen Buch *Identity*

(2018; dt. 2019); eine ähnliche Stoßrichtung hatte auch schon Didier Eribons Analyse zur Frage, warum die französische Arbeiter\_innenklasse heute nicht mehr die kommunistischen Parteien, sondern in der Tendenz Rassemblement National wählt (*Retour à Reims*, Eribon 2009; dt. 2016).

Unterdessen wird die Debatte um den Zusammenhang von Politik und Sprache auch innerhalb der Linken polemisch geführt. In diesem Zusammenhang lässt sich beispielsweise zurückdenken an die hohen Diskurswellen, die der Sammelband *Beißreflexe* (L'Amour laLove 2017) provoziert hat, der queerfeministischen Aktivist\_innen unterstellt, mittels ihrer Theorien und den daraus abgeleiteten politischen Praxen Sprech- und damit Denkverbote zu erteilen – kurz: der Queerfeminismus verkomme zur Sprachpolizei. Die Debatte wurde medial so erbittert geführt, dass sich schließlich sogar Judith Butler und Sabine Hark, eine der bekanntesten deutschen Vertreterinnen der Queer Studies, zu Wort meldeten, die ihrerseits den Autor\_innen des *Beißreflexe*-Bands eine „Grammatik der Härte“ attestierten, die auf der „Versämtlichung“ der queerfeministischen Positionen und einer „Vergleichgültigung“ von Differenzen gründe (Hark/Butler 2017).

Ob sensible und inklusive Sprachverwendung und die erweiterte sprachliche Repräsentation marginalisierter Minderheiten eine andere Welt ermöglicht, oder ob die poststrukturalistische Sprachversessenheit nicht das ‚eigentliche‘ Anliegen linker Bewegungen aus dem Blick geraten ließ; nämlich die radikale Kritik an den politisch-ökonomischen Verhältnissen und die umwälzende Transformation derselben in Richtung einer lebensfreundlicheren Welt, bleibt weiterhin eine umkämpfte wie unbeantwortete Frage. Mit Gustav Landauers kleinem Text *Die Botschaft der Titanic* lassen sich jedoch spaltende Zuschreibungen der Art zurückzuweisen, dass die Linke sich entweder für soziale Gerechtigkeit in Form einer radikalen Umverteilungs-Politik zugunsten der ‚kleinen Leute‘ einsetzen *oder* Minderheitenpolitik auf Basis von sprachpolitischer Korrektheit, Diversitätsförderung und Minderheitenschutz betreiben kann. Denken wir mit Gustav Landauer Sprache als Beziehung und damit als

den Wirkungsbereich eines verbindenden Geistes, ist es gar nicht möglich, beide Anliegen getrennt voneinander anzugehen.

**Annika Klanke** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe Diversitätsstudien an der TU Dortmund und forscht zu populärer feministischer Essayistik der Gegenwart.

## Literaturverzeichnis

- Butler 1991:** Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991 [zuerst 1990 bei Routledge, NY].
- Hark, Butler 2017:** Sabine Hark, Judith Butler: „Die Verleumdung“. In: *Die ZEIT*, 2.8.2017. URL: <https://www.zeit.de/2017/32/gender-studies-feminismus-emma-beissreflex> (zuletzt abgerufen 15.07.2019).
- Eribon 2009:** Didier Eribon: *Retour à Reims*. Paris: Fayard 2009. [Dt.: *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp 2016].
- Fukuyama 2018:** Francis Fukuyama: *Identity. The Contemporary Identity Politics and the Struggle for Recognition*. London: Profile Books 2018.
- L’Amour laLove 2017:** Patsy L’Amour laLove (Hrsg.): *Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten*. Berlin: Querverlag 2017.
- Landauer 1907:** Gustav Landauer: *Die Revolution*. In: *Die Gesellschaft. Sammlung sozial-psychologischer Monographien*. Hg. v. Martin Buber. Bd. 13. Frankfurt/M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1907.
- Landauer 1912:** Gustav Landauer: *Die Botschaft der Titanic*. In: G. L.: *Ausgewählte Schriften*. Hg. v. Siegbert Wolf. Lich 2008ff. Bd. 3.2: *Antipolitik*. Lich/Hessen: Edition AV 2010, S. 195-200.
- Landauer 1919:** Gustav Landauer: *Aufruf zum Sozialismus. Revolutionsausgabe*. Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage. Berlin: Paul Cassirer 1919.